



## Autobio 1

Meine Geschichte funktionierte in der Gegenwartsform nicht. Ich habe sie daher in die Vergangenheit umgeschrieben. Dabei wurden zwei im Forum gelobte Teilgeschichten eingearbeitet. Ich denke, alles klingt nun so, daß es sich lohnt, weiter daran zu arbeiten.

Am Ex

1  
Wenn es zu langweilig wurde, drückte ich Farben. Beide Daumen auf die geschlossenen Augenlider, schon ringelten sich Schnüre bunter Jetons durchs Dunkelrot. Nahm ich den Druck, dauerte es ein paar Sekunden, bis das grüngelb verstellte Bild wieder klarer wurde. Sonst gab es nicht viel zu sehen. Links die Fensterreihe mit den dünnen Bäumen und den buckligen Krähen, die herunterblickten. Und dann saß einer vor mir, dessen Kopfhaut durch das kurz geschorene Haar mäanderte. In der Form einer flüssigen Hirnrinde drückten sich beflaumte Wülste von unten nach oben, von links nach rechts. Meistens blickte der Vordermann an die Decke, wiegte seinen in die Hände gestützten Kopf hin und her.

Ich war eine richtig arme Sau. Eine hässliche noch dazu. Damit fing alles an. Morgens schämte ich mich vor dem eigenen Spiegelbild im Bad, ohrfeigte mich, klitsch, klatsch, links und rechts, das Selbst zu strafen. Das sich langsam rötende, verhasste Sackgesicht aus der Welt zu knallen.

Die anderen sahen ohne Spiegel, wie es um mich stand. Ihr Blick schmerzte. Die würden zwar verstehen, warum sich einer wie ich selbst auf die Fresse gab. Doch öffentlich wäre mir die Selbstzüchtigung dann doch zu geisteskrank gewesen. Deshalb bewahrte ich das Spiegelgeheimnis nur für mich. Draußen klappte es auch ohne Selbstklatschen, wenn es jetzt mal nur ums Rotwerden ginge, und Rotwerden ein Wert an sich wäre. Ich wurde von ganz alleine rot. Schon wenn die anderen mich nur anstarrten.

Einmal nur war es anders gewesen, da hatte ein neues Mädchen vor der Schule gewartet. Die war so furchtbar hässlich gewesen, jedenfalls hatte ich das genau so empfunden, dass dies mir große Angst gemacht hatte. Mir war schlecht geworden, ohne dass ich genau bestimmen konnte, woran ich die Abneigung festgemacht hatte. Vielleicht hatte es auch nur daran gelegen, dass sie so regungslos herumgestanden war, ohne viel zu sagen. Ich weiß das nicht mehr.

Von manchen Farben wurde mir auch immer übel. Erklären kann ich das auch nicht. Von Silber metallic zum Beispiel. Da wußte ich auch nicht, was an der Farbe so schlimm war, aber ich konnte sofort loskotzen, wenn ich einen Güterzug mit Tankwagen in Silber metallic sah. Grün war auch schlimm. Vor allem mit Gelb: BP-Tankstellenmäßig. Das erinnerte mich an den Spinat mit Spiegelei, zu dem mich meine Mutter zwang. Ich schloss dann die Augen und würgte das eklige Zeug runter, so schnell, dass ich den widerlich erdigen Geschmack kaum spürte. Wenn man das auf der Zunge zergehen lassen würde, wüsste man, was es heißt, ins Gras zu beißen. Danach wollte ich mir immer ein paar von den Treets aus dem Schrank nehmen, aber meine Mutter verbot das. Ich sollte das Essen schätzen lernen, und an dem Spinatgeschmack im Hals leiden. Dr durfte keinesfalls von Treetsgeschmack übertünchet werden. Sie meinte, ich würde mich noch dran gewöhnen. Wir eine Stopfgans, die sich in ihr Schicksal gefügt hat.

Meine Mutter machte auf Normalleben. In Bezug auf mich, meine ich. Wo ich doch wusste, dass sie ein Monster geboren hatte, und die Welt nur dazu gemacht war, mich nach Strich und Faden zu beschießen. Ein Schmierentheater von kosmischen Ausmaßen drehte sich um mich, in dem jeder seine festgelegte Rolle spielte, und mich Arschgesicht hinters Licht zu führen. Genauso wie die Krähen mitspielten, die von da oben



## Autobio 1

ständig runterguckten. Ein Schnippchen aber hatte ich dem Universum geschlagen: Ich hatte das alles längst durchschaut. Also, das mit den Rollen und so weiter. Eigentlich hätte mir ja mal einer bescheid sagen können. Aber vielleicht hatten die Mitleid mit mir, und dachten ich kapiere sowieso nix. Irgendeiner musste ihn ja spielen, den Blöden. Und die passende Hackfresse nach außen tragen. Die nur schlecht mit Niveafett gebändigten Scheißlocken in undefinierbarer Farbe. Die nach unten weisenden Mundwinkel, die jeden sofort depressiv machten. Abends guckte ich ins Spiegelbild. Ich guckte dann doch immer wieder, meine ich. Ich hätte es vermeiden können. Doch ich liebte den Nervenkitzel, der sich einstellte. Wohlig liefen Schauerwellen über den Rücken. Das fühlte sich fast so gut an, wie die Gänsehaut, die zu spüren war, wenn ich im letzten Moment am Güterbahnhof vor einer herannagelnden Lok über die vielen Geleise rannte, und nicht genau wusste, auf welchem die eigentlich rankommen würde.

„Wenn ich tot bin, ist sowieso egal“, dachte ich mir. „Dann werde ich ein Friedhofsbaum. Meine Asche dringt als Nährstoff in die Wurzeln, und formt ein Abbild der Pflanze. Dann würde ich schön aussehen, wie ein in der Nässe blitzender Kohlebaum. Ob alle vorher am Grab heulen würden, wenn sie von oben in die Grube glotzen?“ Ich glaubte: Wohl kaum. Wegen so einem Sackgesicht heult doch keiner. Da gibt jeder eine Schippe drauf. Aus die Maus, und gut ist. Wie fühlt man sich als Pflanze? Ob so ein Friedhofsbaum anders ist als andere? Ob der mehr weiß vom Leben und vom Tod als die Bäume in den Parks oder an Waldrändern? Friedhofsbaume sahen einfach fremd aus. Wie Grenzbäume. Solche, die direkt hinter holländischen oder dänischen oder sonst was für Schlagbäumen stehen. Die haben dann gleich so ein ausländisches Erscheinungsbild. Dänisch und holländisch. Ganz anders eben.

So trübe sah es also bei mir aus. Vormittags ein Lehrer, der Großbuchstaben an die Tafel malte, dazu rechts ein paar bunte Bilder und Landkarten. Links die Bäume mit den Krähen. Und vor mir der mit den Hirnfurchen. Wir liefen immer zu dritt heim. Der Wirth, ich, und die Furchenbirne. Vor der Weggabelung beleidigte ich schnell noch den Wirth. Dann links abbiegen. Die Furchenbirne beschützte mich jetzt ja noch. Wirth ging geradeaus. Drohte mit allen Gliedern. Das Haus vom Kurzgeschorenen kam als erstes. Die Mutter stand immer schon winkend in der Tür, und wartete mit dem Mittagessen. Ich also erstmal mit dem Furchenkopf links ab, Richtung Mutter. Später dann wieder zweimal rechts, wo der dicke Wirth in gespielter Wut schon breitbeinig auf mich wartete. So eine Oliver-Hardy-Wut ist das. Eine schwer körperliche. Mich fuchtelnden Armen gestikulierend stand der da am Briefkasten, immer stand er am Briefkasten, obwohl er mich auch am Kaugummiautomaten abpassen könnte. Gibt mir auf die Fresse. Schwitzkasten. Arschritte. Aber nur zum Schein. Eigentlich ganz sanft. Der wußte um seine Kraft. Trotzdem hatte ich jeden Tag Schiss. Er könnte ja mal weniger zärtlich werden, und richtig zulangen. Wir liefen dann immer gemeinsam weiter. Sein Haus kam als erstes.

Mein Haus war hell und von Birken umsäumt. Es enthielt auch eine dicke Oma mit hellblauer Küchenuhr. Die regte sich immer auf, wenn im ihrem Radio Rock lief. Sie mochte die Schreierei nicht, sagt sie. Das ist doch kein Gesang. Aber wie sollte eine Rockgruppe ihre Musik spielen, wenn dazu nicht wie blöd geshoutet wird? Mich nervten die bescheuerten Sportreporter. Wenn mein Vater da war, hatte er immer Fußball an. Offensichtlich kann man über Fußball nur berichten, wenn immer so aufgeregt rumgebrüllt wird. Mich interessierte das nicht. Ist doch scheißegal, ob Offenbach oder sonst wer das Tor gemacht hat. Tor und gut ist.

Im Sommer kam eine zweite Oma aus Frankfurt. Aber eine dünne. Fraß sich drei Wochen bei meiner Mutter durch, fuhr dick wieder heim, und wenn an einem Tag mal kein Fleisch auf dem Teller lag, nur Nudeln mit Tomatensoße oder so, beschwerte sie sich, dass sie bei der Schwiegertochter Hunger leiden musste, und speiste demonstrativ im Gasthaus. Bei ihr selbst gab's aber nie was, wenn wir mal auf Besuch kamen.



## Autobio 1

Heizung auf null, alle schlotterten, und eine Scheibe Braten stand für fünf Leute auf dem Tisch. Mein Vater rastete immer aus, wenn die Oma meinte, die paar Gramm reichten für alle. Er lud dann alle ins Restaurant ein.

Ich wachte immer früh auf. Dachte ans Ohrfeigen. Konnte mich aber kurz nach dem Aufwachen noch nicht bewegen, und musste mir meinen Körper, den ich noch gestern Abend beweglich ins Bett bewegt hatte, ausgehend von einem kleinen Zeh, nach und nach zurückerobern. Vom Schwanz wusste ich noch nichts. Außer zum Pinkeln halt. Dann immer schnell Frühstück, Schmierkäse mit Pilzgeschmack aus dem Glas, Käpt'n Nuss oder so was, Zähne putzen, Grüner Geist, schiffen, ohrfeigen, Schule. So sah es aus bei mir.

Nachmittags hätte ich mit dem Gernot spielen können, weil der nebenan wohnte. Der durfte sich aber nur mit Akademikerkindern treffen, weil seine Eltern offenbar hervorragende Akademiker waren. Ich würde den Sohn vielleicht verderben. Das war die Befürchtung. Mein Vater war ja kein Studierter. Aber immerhin Beamter. Das trug meine Mutter immer vor sich her. Ein Beamter. Das wäre viel besser als Arbeiter oder Angestellter, meinte die immer. Eine Nachbarin hatte mal zu ihr gesagt, ihr eigener Mann sei immerhin bei der Krankenkasse. Also Angestellter im Beamtensinne. Darüber musste meine Mutter immer lauthals lachen, zu Hause meine ich. So diskret war sie ja schon, nicht vor den Leuten aufzukreischen. Ja, die Akademiker, die waren etwas wert. Die Frau vom Grundschullehrer brachte deren Namen immer so übertrieben ausgesprochen vor. Zum Dicketun. Da gab es eine Sippe Schluhe. Ganz wichtige Leute. Akademiker eben, die nannte die bei den Ansagen beim Flötenkonzert immer Schluhwé. Mit ganz langem ee. Nun ja, die bekamen auch immer die besseren Noten. Ein Schluhwee mit Rechnen drei, das gab es nicht. Bei Beamten schon. Obwohl, gut war ich ja nie im Rechnen. Schon beim schriftlichen Teilen wurde es eng, und bei den Brüchen war gar nichts mehr gegangen. Aber ich brauchte das auch nie. Teilen und Brüche und das ganze Gelörre. Ich zähle jetzt noch die Stunden an den Fingern, wenn was von neun bis siebzehn Uhr dauert. Ich kann zwar siebzehn minus neun rechnen, aber entweder komm ich da immer nicht drauf, oder es ist mit den Fingern schneller und bequemer.

2

Beim Frisör standen immer Zigaretten auf dem Tisch. Camel. In einer großen Dose. Ich schätze, in so eine dicke Dose gingen mindestens hundert Kippen rein. Ich nahm immer welche vom Frisör mit. Oder aber der Furchenkopf klaute zu Hause welche. Kratzige Gitanes ohne. Oder blaue Gauloises. Meine Alten rauchten ja nicht. Oder nur dann, wenn sie mal betrunken waren, was selten vorkam. Wenn, dann mit ein wenig zuviel Martini oder Picon Rouge.

Der Furchenkopf und ich gingen immer unter die Brücke. Da guckte keiner. Weil da nie jemand langlief. Also jedenfalls keiner von den Erwachsenen. Da waren ja immer so ein paar alte Nazis drunter. Die dann gleich wieder den Verstoß gegen das deutsche Jugendschutzgesetz feststellten. Obwohl sie selber vielleicht hundert Unschuldige ans Messer geliefert hatten. Aber das ist eine andere Zeit gewesen, sagen die immer.

Wir saßen also da immer rum und rauchten, wenn wir nicht den wöchentlichen Wettbewerb im Weitpissen machten. Ich gewann immer. Mein Schwanz ist nämlich beschnitten, und die Eichel flutscht nicht so rum, wie die von den Leuten mit Vorhaut. Meine war immer schön trocken und unempfindlich. Da konnte ich immer angeben. Und alles ganz vorne, an der Pissöffnung, richtig zusammenquetschen. Dadurch baute sich massig Druck auf, den ich auf den Vortrieb geben konnte. Ich kam damit mindestens über den Bach und bis zur gegenüberliegenden Brückenmauer. Wie gesagt, außer mir kriegte so was keiner hin. Die anderen hatten entweder einen schlappen, dicken Strahl. Oder auch mal zwei dünne. Wie das ging, hab ich nie kapiert. Aber egal, wenigstens hier war ich mal die Nummer eins.



## Autobio 1

Beim Rauchen sieht es gut aus, wenn man die Mundhöhle voll Qualm saugt, dann den Rauch rausdrückt und ihn mit der Nase aufzieht. Wenn es gut klappt, entstehen da zwei Rauchstränge, die parallel nach oben ziehen. Ich rauchte immer mit, obwohl meine Mutter das trotz Kaugummi fast immer riechen konnte. Jeden Tag war an der Haustür Riechkontrolle, und wehe, die merkte was. Dann setzet es ein paar zusätzliche Ohrfeigen. Oder Arrest. Mein Vater hielt sich aus allem raus. Nicht, weil es ihm egal war. Sondern, weil er mit sich selbst schon so viel zu kämpfen hatte. Innerlich. Ihm fehlte die Kraft zum Gefecht draußen. Da hörte er lieber Fußballgebrüll und legte die Füße dazu hoch.

Manchmal kam Mia mit. Also, unter die Brücke. Die ließ gern an sich fummeln. Bisschen Brüste kneten und so was. Sie war schließlich die einzige, die schon am Ende der Vierten so was wie Titten hatte. Manchmal standen wir da zu fünft rum. Ein Fummelpulk. Vier Jungs grabbelten unter dem weiten Pulli, den sie extra für den Grabschauflauf angezogen hatte. Von Schwanzbedürfnissen hatte noch keiner eine Ahnung. Außer Pinkeln, wie gesagt. Die Pimmel wurden zwar manchmal hart, vor allem morgens, aber was das zu bedeuten hatte, wusste keiner. Aber Mia weiß irgendwas, wollte auch schon immer mal selbst von außen fühlen, wie die Pimmel in den Hosen hart wurden. Manchmal holte einer seinen raus. Aber nur zum Rumzeigen. Trotzdem packte Mia ihn dann manchmal an. Pinkeln ging in diesem Zustand jedenfalls nicht.

Ansonsten gabt's nicht viel zu berichten. Ein paar Kloppereien dann und wann. Ich hielt mich immer an die Kleinen, weil ich ein feiges, grinsendes Arschloch war. Kapitalverbrecher. Albtraum aller Mütter. Schwächere schlagen. Denen konnte man mal so richtig eine schallern, und Gründe gab's immer: Anderer Stadtteil, Vorort, blond, irgendwas passte schon. Da baute sich eine Freudenwelle auf, die kribbelte durch den ganzen Oberkörper. Patsch, knallte ich denen lächelnd eine rein. Und da rannten sie schon, es ihren Müttern zu erzählen. Die Freudenwelle hielt ziemlich lange an. Wie eine Handvoll Pfefferminz im Hals. Ich hatte schon einen Ruf weg, und auf meinen Spielplatz kamen nur noch solche, die neu waren, und keine Ahnung hatten. Die kriegten dann auch gleich erstmal eine rein. War ja schließlich mein Spielplatz. Da hatte außer den Kumpeln keiner was zu suchen. Mädchen zählten nicht. Die ließ ich in Ruhe ihren Gummitwist machen. Wenn die Kumpels da so rumstanden, zuguckten, und ich drosch den Kleinen was aufs Maul, waren die immer ganz erstaunt, dass ich so brutal sein konnte. Irgendwie fanden sie's lustig. Wie da einer so harmlos steht, und gibt denen völlig unverhofft eins auf die Fresse, das musste irgendwie witzig aussehen.

Wenn die Feuermelder kommen, haute ich allerdings lieber gleich ab. Wo die hintraten, wuchs kein Gras mehr. Drei sehnige Brüder. Sommersprossig und dürre. Die hatten fast immer ein paar Bier in der Birne. Auch vormittags. Wenn sie nicht irgendwo rumliefen, oder zu Hause ihre Mutter beleidigten, standen sie am Kiosk. Immer mit einer Röhre und einer Malle in der Hand. Guckten böse rum und runzelten die Augenbrauen runter. Ein Blick aus Beobachtung und Drohung. Unbeweglich wie Schlangen standen die da an der Bierbude rum und rauchten Malle rotweiß Filter. Bis es mal drauf ankam, und sie sich weg bewegen mussten. Schlägerei anzetteln, oder im Jugendzentrum die Einrichtung zu Klump hauen, da wurden sie ganz schnell beweglich. Da kriegte sogar der Pfarrer eine ab. Einer von denen sagte immer nur ein Wort, wie „Kirchkeller“ oder „Spielplatz“. Dann setzten sie sich in Bewegung um Ärger zu machen. Der Mittlere von denen redete manchmal. Aber nur, wenn es die zwei anderen Rothaarigen nicht mitkriegten. Sonst hätte der von den eigenen Brüdern aufs Maul bekommen. Eigentlich konnte der Mittlere ganz in Ordnung sein. Aber im Bruderbund hielt er sich dann doch lieber an die Familienregeln. Erst nett, aber wenn einer der Brüder auftauchte, ließ seine Seele die Gesichtsmuskeln wieder auf Angriffsstellung zusammenschnurren. Einmal war ich mit dem Mittleren bei denen im Haus. Eine richtige Bruchbude. In die Esstischplatte hatten sie ihre Vornamen und Grabkreuze und solche Sachen geschnitzt, und auch noch mit Tinte eingefärbt. Wie in der



## Autobio 1

Schule. Der Mittlere nannte seine Mutter immer beim Nachnamen: „Frau Boll. Frau Boll hol mal ne Pulle Martini“, und so. Die Mutter hatte richtig Bammel vor dem. Was der Alte Boll tagsüber genau trieb, wusste keiner. Jedenfalls kam er jeden Abend granatenmäßig aus der Kneipe heim. Ist dann auch schnell gestorben, der Mann. Erblindet.

3

Irgendwann war Mia weg gewesen. Die hatte während der großen Pause im Klassenzimmer aus den Ranzen Geld geklaut. Jetzt, nach den Sommerferien, ging's aufs Gymnasium. Ich konnte zwar immer noch nicht gut rechnen, aber egal, meine Mutter hat mich zum Abi verdonnert. Ich musste schließlich Akademiker werden und erreichen, was dem Vater verwehrt geblieben war. Der Opa hatte nämlich gemeint, in seiner Familie mache „man eben kein Abitur“. Das hätte noch niemand gebraucht. Und Realschule wäre viel mehr als ausreichend.

Der Furchenkopf sollte auch aufs Gymnasium gehen. Da konnten wir immer zusammen mit dem Bus fahren, und ich kannte wenigstens schon mal mindestens einen. Im Gymnasium gab es einen Raucherhof. Der war zwar der Oberstufe vorbehalten, aber in der Masse der langhaarigen und hochgewachsenen Raucher konnte man sich ganz gut verstecken. Die Lehrer waren entweder Nazis oder Alternative. Dazwischen gab es keine Abstufungen.

Und mancher Alternative war in Wirklichkeit ein Nazi. Ich konnte das immer in der Sportumkleide sehen. In meiner Klasse war nämlich der Sohn vom Kunstlehrer: Ein Mächtegern-Dalí, mit langer Mähne und Schnurrbart, der sich seine Schuhe farbig lackierte. Er machte auf verkanntes Genie. In der Sportumkleide konnte man allerdings den geprügelten Körper des Jungen sehen, grün und blau geprügelt. Der schämte sich gar nicht dafür. Der zeigte das alles her. Als Beweis für die Arschlochnatur des Vaters. Falls noch irgendjemand daran gezweifelt hätte. Vielleicht war die Kinderprügelei Performance. Teil der Documenta oder so was.

Nazis, die in Wirklichkeit Alternative waren, gab es umgekehrt nicht. Nazilehrer zogen Kinder an den Koteletten bis zur Tafel. Beleidigten sie. Hielten selbstgerechte Mächtegern-Vorlesungen zu Politik und Weltgeschehen. Verteilten Ohrfeigen, wie der kleine, jungseile Porsche-Giftzwerg in der Sporthalle. Oder die fette Lateinsau K, die sich mit ihrer eigentlich an Marx erinnernden Gesichtsfotze nach den Pausen immer verschwitzt mitten in den Haupteingang stellte, und die Kinder zwang, sich an der feisten Harley-Wampe vorbeizudrängeln. Seht her, hier steht die Macht, ihr kleinen Pisser!, sollte das heißen.

Spätestens ab Klasse sieben kamen wir aber dahinter, dass sich der Mann gerne über die Linken aufregte, also alle, die nicht CDU/CSU waren. Deshalb besorgten wir Flugblätter von den Kommunisten. Legten sie aufs Pult. Dann steigerte sich der Fettsack in Tiraden. Brüllte durch den Rauschebart, und gab, wenigstens für diese Stunde, weder Latein noch Deutsch. Für uns waren das Freistunden. Schließlich machte es mehr Spaß, den Irren vor der Tafel beim Herumzucken zu beobachten, als irgendwelche Flexionen zu lernen. Aber irgendwann kamen dann doch wieder Zeugnisse und Klassenarbeiten. Manch Begabter wurde verdächtig, seine Aufsätze abgeschrieben zu haben, wo auch immer, und verteilte Sechsen wegen Betrug. Einer las immer Seeräubergeschichten. Der kannte sich aus mit Rahen, Spanten und Kombüsen. Doch der Fette zerriss seine Geschichte. Abgeschrieben! Sechs! Das ein Schüler auch mal was drauf haben könnte, dafür hatte es in der Vorstellungswelt des Hasspredigers keinen Platz gegeben. Von Mädchen hielt er noch viel weniger. Er glaubte, die sollten besser ihr Leben in der Küche verbringen und von dort aus das Deutsche Reich bekochen.

Weil man nichts gegen den Mann unternehmen konnte, haben sie einmal seinen eigenen Sohn entführt. Mitten im Winter musste er, als unschuldiger Nachkomme, in einer eiskalten Pfütze sitzend dafür büßen, nicht



## Autobio 1

nur Mitschüler, sondern auch Sohn des K zu sein. Da standen sie im Halbkreis um ihn herum, rauchten, und beglotzten den Pfützensitzer wie ein neues Auto. Der Sohn hatte sogar noch Verständnis dafür. Er wusste, was der Alte für ein Schwein war., und schämte sich für ihn.

4

Ich hatte Freunde. Viele Freunde. Es fühlte sich an, als wäre ich ein beliebtes Kind. Aber das konnte auch Strategie von den Jungs sein. Vielleicht fühlen die sich größer, wenn sie mit einem Monster durch die Gegend zogen. Das brachte Glanz. Oder ich war ein Maskottchen, das man sich hält, um wichtig damit tun zu können. Wie man sich früher noch Liliputaner im Zirkus hielt. Ein Cliquenc clown, über den man hinter der Hand überlegen schmunzeln konnte, als stille Reserve diente, wenn mal kein anderer Spielkamerad verfügbar war.

Meine Mutter machte weiter auf Normalleben und sagte, ich wäre ein hübscher Junge. Ich nahm ihr das nicht ab, und war enttäuscht, dass selbst die eigene Mutter beim Schmierentheater mitspielte. Sie sagte, dass ich in der Zukunft all das bringen würde, was der Vater nicht leisten konnte. In der Welt der Eltern ging es ständig um Beförderungen. Nur Beamter, also besser als Angestellter, aber trotzdem weniger als Akademiker, das reichte ja nicht. Es musste ein wichtiger Beamter sein. Ein Höherer oder Gehobener. Schicksal des Beamten schien zu sein, ständig irgendwelchen Beförderungen hinterherzuhecheln. Amtmann, Inspektor, sonst was. Wer das nicht brachte, war Versager. In den ewigen Trauerreden meiner Mutter ging es fast immer um nicht erfolgte Beförderungen, Prüfungen und Krankheiten. Jeden Tag kam das aufs Tapet. Es ging um einen Chef, der sagte, egal welche Note Sie in der Prüfung kriegen, die Beförderung können Sie trotzdem vergessen. Es ging um das Zerreiben von Menschen, um Medikamente, die den Menschen, der oft wochenlang im Bett lag, aufhelfen sollten. Die ihn aber auch zum Pfeifen brachten. Was ihn wieder mütterlicher Lächerlichkeit aussetzte. Weil er vorn morgens bis abends stumpfsinnige Melodien herumpfiff. Keine vollständigen Melodien, sondern Bruchstücke: tshiup, tshiup, tshiupup. Wie eine Meise im Frühling. Nur trauriger. Die Geschichte von Einem, der sich die Welt zurecht- und schönpfiff, und doch immer wieder scheitern musste. Der alle bösen Gedanken an den öden Job wegträllerte. Manchmal im Sommer auf dem Liegestuhl lag, die Mundwinkel zeigten dabei tieftraurig nach unten. Schon spitzte sich der Mund zum ewigen Tshiup, doch nach ein paar Sekunden fiel das Gesicht wieder ab ins Dunkle. Bis zum nächsten Tshiup. Ich beobachtete das eher zufällig als verstohlen, und verstand nicht, dass Mutter mir heimlich einen Vogel zeigte. Sollte wohl heißen, dass der Vater nicht mehr alle Tassen im Schrank hatte. Aber das hätte man über sie selbst genau so gut sagen können. Ich sagte ihr aber nichts, sonst hätte ich gleich wieder eine geschossen gekriegt.

Sie raubte mir den letzten Nerv mit ihren ewigen, wenn überhaupt nur für Erwachsene geeigneten, mit vaginalem Auflachen gewürzten Esstischgeschichten von irgendwelchen Geistlichen und Ärzten, die ihr offenbar zufällig über den Weg liefen, doch deren Nähe sie auch suchte. Der Kleriker faszinierte, weil er nicht durfte, aber sicherlich gern gewollt hätte. Vor allem bei so einer Hübschen wie Mutter. Der Mediziner faszinierte als Großakademiker, Machtträger, Playboy, Porschefahrer. „Willst du mich heiraten“, soll er die Mutter einmal gefragt haben, lange bevor sie Vater kennen gelernt, und er leider dann die Frieda genommen hatte. Vater musste sich diese Scheiße täglich anhören. Bald wirkten die Medikamente schon nicht mehr. Er versank wieder im Bleiernen. Der Doktor verordnete irgendwas anderes. Vater pfiff nicht mehr. Nun brummte er wie eine Tuba.

Ich kam nicht dahinter, was die Jungs eigentlich von mir wollten. Normalerweise hätte es denen doch schlecht werden müssen, wenn sie mich sahen. Genauso, wie mir übel geworden war, als diese Neue vor der Schule gewartet hatte. Sie schlepten mich überall mit hin, sogar zu Mia, unter die Brücke. Ob ich bei Mia eine Chance gehabt hätte, wenn ich nicht im Pulk mitgegangen wäre, ganz allein am Wasser gestanden hätte?



## Autobio 1

Wäre die Abfuhr so schlimm gewesen wie die vom Traumädchen, das ich beim Flaschendreher für ein paar Sekunden gewonnen hatte, das aber mit spitzem Schrei schnell vorher weggelaufen war? Die anderen hatten dann mit ihr geschimpft, das kannst du nicht tun, der Flaschenhals hat doch auf euch gezeigt, ihr seid beide ausgelost. Und sie hatte dann doch noch mir einen Hauch von Kuss gegeben, nicht mal auf den Mund, extra knapp daneben platziert, leicht und flüchtig wie der Flügel eines Schmetterlings. Eigentlich hatte ich verzichten wollen, um das hübsche Wesen zu schonen, es mit meinem heldenhaften Verzicht doch noch zu beeindrucken. Aber die anderen hatten auf Gerechtigkeit bestanden, für alle gälten die gleichen Regeln. Und so war es dann zum Kuss gekommen. Ich konnte die Berührung noch wochenlang fühlen.

Ich wollte das Spiegelbild genauer betrachten, und ihm eine Weile geben, seine Schrecken zu zeigen, ohne noch kurz zuvor rot geschlagen worden zu sein. Ich wollte es als etwas Fremdes in aller Ruhe von oben bis unten besehen, wie ein unbekanntes Gemälde an der Wand. Es dann beschreiben und beherrschen, wie einer, der an Höhenangst leidet, und durch das Besteigen hoher Türme seine Krankheit mit Konfrontation unter Kontrolle bringt.

Meine Mutter hatte eine Kommode mit drei Spiegeln. In der Mitte konnte man sich von vorn, an den seitlichen von links und rechts betrachten. Es war sogar möglich, die Spiegel fast parallel anordnen, um ein ins dunkle Grün der Unendlichkeit versinkendes Bild mit tausend Gesichtern zu erzeugen. Nun also die Kommode. Unten brüllte der Fußballreporter, und meine Mutter klapperte mit Küchengeschirr. Ich war mit mir ganz allein.

Alles, dachte ich, fing mit vielen ärgerlichen Locken an, die die alten Tanten immer mit der Hand durchfuhren: „Wie ein Mädchen! Wie die Mutter!“ Das machte mich so wütend, und immer wollte ich heulend wegrennen, ließ es dann aber doch bleiben. Ich las immer wieder den Tom Sawyer, in dem Locken als „weibisch“ bezeichnet werden. Genau so wie die Szenen mit dem Bretterzaun und der Butter unterm Hut, war dieses Wort genau neben die Erinnerung an den muffigen Geruch der alten Tanten in meinem Hirn fest eingebrannt.

Locken wären ja noch ganz in Ordnung, wenn sie nicht eine undefinierbare Farbe gehabt hätten. Weder dunkelblond noch braun, eine, in egal welchem Licht betrachtet, unbestimmbare Farbe. Ebenso verhielt es sich mit den viel zu kleinen Augen, die an ein müdes Ferkel erinnerten. Die lagen unter einer übertrieben hohen Stirn, die bestenfalls zu einem sechzigjährigen Ägyptologieprofessor gepasst hätten, nicht aber zu einem Jugendlichen. Der Mund war einfach nur traurig. Etwas, das man als Kinn bezeichnen könnte, gab es nicht. Eine bescheuerte Kassenbrille quetschte das Gesicht zusammen, Armmuskeln sah man nicht viele, wenn welche da waren, traten sie wegen des überdimensionierten Brustkorbes in den Hintergrund. Ansonsten ging der Rest halsabwärts gerade noch. Von der Seite betrachtet fielen die abfallenden Mundwinkel noch mehr auf. Ihr trübes Profil wurde von der krummen Nase untermauert. Die Wangen waren zu großflächig, und nach hinten gezogen, weshalb die Ohren viel zu weit vorn angebracht schienen. Auf dem schlecht gewachsenen Kopf sah es aus, als wäre das Haar wie eine schief sitzende Perücke nach hinten gerutscht. Deshalb konnte mich wohl kein Lehrer leiden. Nur Marty Feldmann sah noch schlimmer aus.

Da ich extra einen Zettel und einen Stift mitgenommen hatte, begann ich zu notieren. Den Zettel hatte ich vorher in zwei Spalten aufgeteilt. Schlecht und gut. Wie bei Pegida. Ich begann, auf der Ablage der Kommode zu notieren.



## Autobio 1

### Schlecht

Locken  
Augen sehr klein  
Apollo-Brille  
blöde Stirn  
Mund, vor allem Mundwinkel  
Nase, dünn, krumm  
Wangen, groß, rot  
Ohren vorn  
  
Kopf blöde Form  
Haar schief

### Gut

viele, kräftig  
eher freundlicher Blick  
(Augen sehen aber ohne noch bescheuerter aus)  
begabter Eindruck (vielleicht)  
nichts  
nichts  
nichts  
könnte man Ohrring stechen lassen  
oder lange Haare drüber  
nichts  
nichts

Das einzige, was ich zur Milderung tun konnte, war, den Kopf zu senken, merkte ich. Dann sah man die ausladende Stirn nicht so. Ich glotzte dann aber wie ein Vollidiot in Unterhose überm Brillenrand und die Augen fielen noch mehr auf. Ich konnte auch die Stirn runzeln. Dann sah ich allerdings ziemlich böse aus.

Ich bilanzierte den Zettel. Vier gute Sachen, aber eher schwächere. Zehn schlechte. Ich musste jetzt die Guten fokussieren, und mich mit den zehn Schlechten anfreunden. Ich musste was daraus machen. Egal was, aber jedenfalls irgendwas machen. Ich trat erneut vor den Spiegel, und stellte die Seitenteile parallel ein. Zum Spaß zog ich mir die Hose runter und hielt meinen Schwanz hoch. Ich bewegte ihn, sah hunderte, tausende synchron wackelnde Schwänze, die im Grün der Unendlichkeit versanken. Meine Mutter betrat das Zimmer. Ich riß schnell die Hose hoch, und klemmte meine Schwanzunterseite schmerzhaft im Reißverschluss ein. Mit offenem Mund stand nun Mutter da. Als ich das Zimmer fluchtartig verlassen wollte, knallte sie mir eine. Hausarrest.

5

Mia sehe sah regelmäßig im Bus. Unsere Schulen lagen auf dem gleichen Weg. Also verabredeten wir uns von Zeit zu Zeit für ein paar Stunden bei ihr zu Hause. Unter die Brücke mussten wir nicht mehr, denn ihre Mutter arbeitete jetzt nachmittags. Und weil ihre Eltern beide rauchten, störte es niemanden, wenn wir uns im Wohnzimmer ein paar Zigaretten anzündeten. Mias Eltern besaßen eine große Sammlung von Pornoheften und erotischen Büchern. Die blätterten wir immer auf dem Sofa durch. Es waren keine ganz harten Pornos, wie die von Furchenkopfs Vater, in denen sich immer die Leute gegenseitig anpissten und so. Mias Vater besaß Sexhefte, die einen künstlerischen Anspruch hatten, oder manchmal auch als Aufklärungswerke getarnt waren. Wir blätterten, sahen uns die vielen seltsamen Stellungen an, und lachten darüber. Gelegentlich sagte Mia: „Das müsste man mal ausprobieren.“ Oder „Ich kapiere gar nicht, wie die das hinkriegen!“ Ob das nun als Aufforderung oder Kommentar zu sehen war, konnte ich nicht einschätzen. Ich fragte Mia aber auch nie. Mir genügte es, von Zeit zu Zeit eine zu rauchen, und die Bücher durchzublättern. Zum Knutschen war es uns im Wohnzimmer zu ungemütlich, da gingen wir lieber in Mias Zimmer hoch. Wir knutschten und fummelten da immer so ein bisschen herum, weil Mia nach dem Pornogucken immer ganz kuschelig wurde. Mehr passierte nicht. Ich hatte Angst, dass die neugierige kleine Schwester hereinplatzen könnte, um uns dann zu erpressen. Außerdem wußte ich nicht, wie ich mich anstellen sollte. Und Mia gefiel mir auch nicht wirklich. Rauchen und Reden, das war ja in Ordnung, aber die seltsame Vokuhila ging gar nicht. Da kam ich mir immer wie ein Schwuler vor, wo doch die Gruppenmitglieder von Slade und The Sweet schon viel weiblich aussahen als Mia. Außerdem musste ich immer daran denken, dass unsere Eltern vielleicht auch so



## Autobio 1

komische Verrenkungen machten, und das brachte mich immer aus dem Konzept, wenn Mia in Fahrt kam. Außerdem ähnelte sie ihrer Mutter. Und die war alt. Lange hielt ich es bei Mia jedenfalls nicht aus. Um vier kamen ihre Eltern nach der Arbeit immer zusammen nach Hause. Ihr Vater bediente seinen gelben Opel immer sehr hektisch, rührte wild mit der Ganzschaltung herum, als wollte er das Benzin mit Sauerstoff anreichern, und riß auf dem Stellplatz schließlich den Handbremshebel hoch. Wenn die zur Tür reinkamen, sagte ich immer zu Mia: „Ich muss heim.“ Auf der Treppe wurde ich immer ganz rot, als ob der Vater mir hätte ansehen können, dass wir wieder in seinen Pornos geblättert hatten. Obwohl er ja damit rechnen musste, wenn die immer alle so offen im Regel standen. Mia machte mein Gehen traurig. Und auch ich lief deprimiert nach Hause. Weil ich wieder Sachen gemacht hatte, die ich gar nicht wollte.

Später trafen wir uns nicht mehr. Ich war zuviel mit mir selbst beschäftigt, lag tagelang auf dem Bauch herum und las in der Bravo die Dr. Sommer- Seiten. Ich sah mir die Bilder mit den vielen Mädchen an, die unter der Dusche standen und von irgendwem befummelt wurden, oder ein Gespräch mit einem Star gewonnen hatten. Ich musste die Bravo heimlich lesen, da meine Mutter, die immer auf offene Sexualität und Aufklärung tat, die Zeitschrift hasste. Wenn die eine Bravo fand, dann setzte es was. Deshalb konnte ich mir auch die Starschnitte nicht aufhängen. Dann hätte sie ja gemerkt, dass ich mir das Blatt besorgt hatte. In der Schule hatte ich begonnen, Französisch zu lernen, und es wurde mir zuviel mit den ganzen Vokabeln und Verben auf -oir, -ir, -re und -er. Vorne schrie ein Französisch-Nazi herum, der nach den Sommerferien immer den Spruch: „Mal sehen, wie viele von euch Idioten am Jahresende noch hier sitzen werden!“ zum besten gab, uns Kamele und Idioten nannte, und wie ein geisteskranker chinesischer Lenkdrache vor der Tafel herumzuckte.

Unten auf dem Hof scharten sich nun alle, vor allem die Mädchen, um Leatherbutt, der einen Ami-Vater hatte. Das hieß: Erstens, er konnte richtig Englisch. Besser als manche Lehrer, die ihn kaum verstanden, er beherrschte, zweitens, alle Texte von Black Sabbath, drittens war er schon fünfzehn, und fünfzehn bedeutete: Mofa. Er hatte an seinem Geburtstag die Mofa extra an der gegenüberliegenden Straßenseite abgestellt, damit die gesamte Schule aus dem Fenster glotzen konnte, weil er sich um zehn extra krankmelden würde, um den Heimweg anzutreten. Da guckten sie alle von oben herunter, wo Leatherbutt, mit Integralhelm und Lederkombi, die Pedale der grünen Hercules durchdrehte, Dekompression, sie lief, vom Ständer herunter, ein Blick nach links und rechts unten, ob mit der Maschine alles OK ist, er ließ die Kupplung kommen und der knatternde König grüßet mit der linken Hand das Volk am Fenster.

Ich hatte keine Mofa. Schon allein die Erwähnung des Wortes konnte zu Hause den Kochlöffel auslösen. Ich fuhr mit dem Bus. Samstags holte mich mein Vater auch mal mit dem Käfer. Wir hatten samstags Sport und Englisch. Seit wir den Französisch-Nazi hatten, leistete ich kaum noch etwas in der Schule. Ich wollte nichts tun, und machte es mir in gespielter Dummheit bequem. Das brachte meine Mutter zur Weißglut, die immer öfter schon an der Haustür mit den blauen Briefen und Mitteilungen wedelte, die regelmäßig mit der Post kamen. Meine Mutter wollte den Akademiker erzwingen, und der rückte täglich in weitere Ferne, weshalb der Kochlöffel, offensichtlich bester Freund aller Studiertheit, nun immer mehr zum Tanzen kam. Vater schien das alles egal zu sein.

Da ich, im Hinblick auf die Mädchen, so cool sein wollte wie Leatherbutt, spielte ich ungeschickt den rotzfrechen Clown, konnte aber mit meiner Babyvisage doch niemanden beeindrucken. Die alten Freunde waren schockiert, und den Mädchen fehlte es an der richtigen Dosis, mit der ich meine Frechheiten einsetzte. An Sinn für Subtilität hatte es mir schon immer gemangelt.



## Autobio 1

Nachmittags saß ich im Zimmer und lernte Mathe. Das heißt, ich tat so, als würde ich Mathe lernen. Dabei konnte ich stundenlang auf das geöffnete Buch starren, und währenddessen nichts denken. Meine Mutter wunderte sich, dass ich trotzdem immer schlechtere Noten bekam. Und es ging ihr immer schlechter, da der Akademiker in noch weitere Ferne rückte. Manchmal schluchzte sie im Badezimmer, immer, wenn sie einen weißen Fleck entdeckte. Reste von Shampoo, Zahncreme oder Flüssigseife, die jemand nicht weggewischt hatte. Dann schloß sie sich im Bad ein, bis Beruhigung eingekehrt war. Woran das lag, wusste sie nicht.

Sonst gab es immer wieder Streitereien. Zwischen ihr und meinem Vater. Der hörte sich die endlosen Monologe an. Vorträge vom Sohn, der nicht so enden sollte, wie er selbst. Als wäre der Vater längst tot. Von der geizigen Schwiegermutter. Vom Keller im Krieg. Von der strengen Sexualmoral der Oma. Durch die dünnen Wände konnte ich die immer gleichen Litaneien hören. Schon am Tonfall erkannte ich, worum es ging. Vater tat so, als hörte er zu. In regelmäßigen Abständen sagte er „ja!“ Selbst wenn die Mutter im Badezimmer ist, sagte er es auf. Es hatte sich so in ihn eingeschlichen, dass er das ganz automatisch von sich gab. Mutter schluchzte im Bad, Vater sagte im Wohnzimmer sein „ja“. Ich durfte gegen den Vater keine Stellung beziehen. Das Privileg war Mutter vorbehalten. Kritisierte ich den Vater, fiel eine Gittertür herab. Da gab es kein Durchdringen. Da ich Mutter ohnehin nicht anzugehen wagte, blieb mir nur der Rückzug. Dann lag ich rücklings auf dem Bett. Und hörte mir Musik und die Jas vom Vater an.

Er filmte viel auf Normal- oder Super-Acht. Die Bilder waren zu Beginn und am Ende der älteren Rollen voller Flecken und zuckender Streifen. Bei den grellen Kodak-Farbfilmern löste sich am Ende alles in Orangetönen auf. Eine Tonspur gab es nicht. Meistens wurde auf Urlauben gefilmt. Die Ferien an der See waren schön. Da konnte man stundenlang aufs Meer starren oder Muscheln suchen. Allerdings fuhren wir ungefähr alle zwei Jahre in die Berge. Da musste zu irgendwelchen Hütten gewandert werden. Es gab steile Pfade, die Bergmassive verstellten den Blick, und schnürten den Raum ein. Ich mochte solche Urlaube in den Bergen nicht. Das Beste wäre gewesen, wir hätten sie hinter uns gelassen, und wären in den Süden gefahren. Da hatte ich schon immer mal hingewollt. Aber das lehnte mein Vater ab, er fuhr in keinem Land Auto, in dem nicht Deutsch gesprochen wurde. Er hielt alle Italiener für Mafiosi und ihr Idiom für eine Sackkratzersprache, außer, wenn es Libretto war. Deshalb schafften wir es auch nie weiter als bis Österreich oder in die deutsche Schweiz. Dänemark oder Frankreich kamen auch nicht in Frage.

Mein Vater übernahm immer die Rolle des Kameramannes, schwenkte aber zu schnell. Da rauschten und ratterten Berge und Dünen, Pferdeweiden und Sonnenuntergänge auf der Leinwand vorbei, als säße man in einem Kettenkarussell. Meiner Mutter wurde dabei immer übel. Alle zwei Monate gab es solche Filmabende, die immer gleich abliefen: Es gab etwas Besonderes. Cola oder Piccolo und Salzstangen. Dann wurden die Jalousien heruntergelassen. Mein Vater legte Filme ein, spulte sie hin und her. Und am Ende kam immer der alte Schwarzweißfilm mit dem Opa, wie er, vom Schlaganfall gezeichnet, auf einen Stock gestützt die Haustreppe hinab ging. Immer weinte meine Mutter bei diesem Anblick. Ihr war schlecht, und sie weinte. Nach den Opafilmen verließ sie heulend den verdunkelten Raum und ging schlafen. Sie lag dann bis weit in den nächsten Morgen im Schlafzimmer. Und trotzdem soll immer wieder zuletzt dieser Film gezeigt werden.

Ich träumte oft vom Fallen. Immer schneller ging der Sturz, doch bevor ich endlich aufprallte und zu Tode kam, wachte ich auf. Das geschah fast immer im ersten, leichten Schlaf. Oder ich hatte wieder einmal Fieber und Luftnot. Da wurde das Zimmer zum Traum und die pfeifenden Atemtöne zu langgezogenen Lichtschnüren, Hustenattacken zu grünen Quadern, die aneinandergereiht aus dem kranken Mund aufstiegen. Zwischen mir und meiner Mutter gab es ein neutrales Thema, das wir gern mit leiser und geheimnisvoller



## Autobio 1

Stimme besprochen. Ich weiß nicht, warum das so war. Es war einfach schon immer so gewesen. Das war die Sache mit den Träumen. Einmal hatte sie ein böser Mann darin verfolgt. Genau denselben Mann hatte sie am nächsten Tag mit seinem stechenden Blick im Kaufladen gesehen. Sie ließ alles fallen und rannte entsetzt nach Hause. Doch Oma hatte sie bloß ausgelacht. Oft träumte meine Mutter auch von den Angriffen der Kriegstage. Wie sich der Opa, im Kartoffelkeller, schützend über die Kinder warf. Das passte zur Erzählung vom guten Vater, die in der Familie oft aufgenommen wurde. Manchmal träumte sie aber auch, dass der Großvater im Kartoffelkeller etwas Geheimnisvolles hervorzog. Das sollte sie sich immer ansehen. Ein Ding, das er einen mackeligen Kerl nannte, und mit dem sie, immer noch im Keller, etwas tun musste, bis es genug war, und eine helle Spur davon blieb. Wann es genug war, wusste sie nie, nur dass der Vater dann wie ein Geist aussah, und erschrak sich deshalb immer wieder. Doch das sind nur Träume, sagt sie immer. Wie alles, sei auch die Angst für irgendetwas gut. Und überhaupt gäbe es weder nächtliche Stürze, noch solche geisterhaften Kerle.

7

Bald wurde es eng. Nicht nur wegen der miesen Noten und den ewigen Schimpfereien zu Hause. Das ganze Leben drückte mich ein, und faltete mich zusammen. Ich stand wie ein Strich vor der ersten Stunde auf dem Raucherhof herum und hatte Horror vor dem Tag, der mich erwartete. Er wartete. Auch so eine Redensart. Als würde der warten. Ausgerechnet auf mich. Und als hätte er irgendetwas anzubieten. Ich musste mich da selber durchkämpfen: Der Französisch-Nazi musste wahrscheinlich wieder herumbrüllen, Schultz würde im Physiksaal den Schlüsselbund nach uns werfen, wir duckten uns immer im letzten Moment, der Mathelehrer sein berühmtes „mal wieder voll in die Scheiße gepackt“ ausrufen, und der Hausmeister hinter meinen Traumädchen hinterherstieren, zu denen er immer „mein Sternchen“ sagte. Egal zu welchem. Auf dem letzten Konzertabend mit der Schulband Maze war der mal richtig dicht gewesen. Da hatte er mich plötzlich beiseite genommen, und war mir ganz persönlich gekommen. Mit seinem sauer stinkenden Bieratem hatte er mir die Frage ins Ohr gebrüllt, ob er denn nicht mal seinen Schwanz bei einer aus meiner Klasse reinhängen könnte. Egal bei welcher. Einer von uns dürfte dann auch mal mit seiner Frau. Ob ich da was für ihn tun könnte? Ich hatte den einfach stehen lassen. Er hatte mir mit flehendem Blick nachgesehen. „Wieso fragst der gerade mich?, dachte ich. „Ich krieg doch sowieso keine ab. Jedenfalls im Vergleich zu Leuten wie Leatherbutt mit ihren Mofas.“ Letherbutt hat neulich dem Hausmeister sogar richtig eine geschallert. Affekt. Freispruch. Unter sieben Sekunden. Der Hausmeister hatte ihm schließlich vorher auch eine verpasst. Leatherbutt war dann doppelter Held.

Wenig später hatten alle Bikerjacken. Auch die, die gar kein Moped fuhren. Die Taschen sind bei solchen Jacken ganz oben angebracht, und die Gesamtheit stand mit spitz abgewinkelten Armen und den Händen in den Taschen auf dem Schulhof. Die Kunst war es, zu rauchen, ohne die Kippe aus dem Maul zu nehmen, obwohl der scharfe Rauch in den Augen biss. Ich kümmerte in dem Pulk bloß vor mich hin, hatte keine Lederjacke, stand nur so als Deko rum, und rede nicht mehr viel. Die meisten blickten sowieso an mir vorbei. Außer dem Furchenkopf vielleicht. Die Luft war bei mir raus. Ich gehörte schon nicht mehr dazu, und hatte mich durch mein ewiges Scheißebauen schon selbst ins Abseits gestellt. Und bei den Noten kriegte ich eh keine Lederjacke. Also ob die noch etwas an der ganzen Scheiße ändern könnten!

Weil jeden Tag irgendwelche Elternmitteilungen im Briefkasten lagen, fuhr ich nicht direkt nach Hause. Ich holte meinen milden Vater von der Arbeit ab. In der Bundesbank. Meine Mutter betonte immer, dass er Bank-Beamter sei. Mit der Betonung auf Beamter. Das ist ja wie gesagt besser als Angestellter. Aber trotzdem viel weniger als Akademiker. Ich hole den also ab, und wir fahren mit dem Käfer nach Hause. Nachdem die Kollegen, die er regelmäßig mitnahm, alle ausgestiegen waren, beichtete ich ihm dann die Vorkommnisse der vergangenen Tage. Das war leichter, als mit dem Bus nach Hause zu fahren, und dann



## Autobio 1

erst das Geschrei der Mutter, und am Abend dann noch mal, wenn sie sich fast schon wieder beruhigt hat, den Brüllreport an meinen Vater zu ertragen, in dem immer das Wort von der Anmeldung an der „Dummschnuttenschule“ vorkam.

8

Ein paar Straßen weiter oben wohnte einer, der, stets mit einer Jeansweste bekleidet, sonntags die BILD austrägt. Zwanzig Pfennig pro Lieferung. Aus den übrig gebliebenen Zeitungen musste am Abend das rotweiße Logo ausgeschnitten, und an den Großhändler zurückgeschickt werden. Dafür kriegte der Junge dann auch noch mal ein paar Pfennig. Im Sommer verkauften sich Zeitungen besser. Da saßen die Leute auf den Balkonen ihrer Mietwohnungen, frühstückten, und ließen sich dazu zusammengerollte Zeitungen hochwerfen. Die Käufer gaben oft ein kleines Trinkgeld. Pfeffer stopfte die Münzen in eine große Lederbörse, die an der hinteren Seite der roten Radgepäckträgertasche angebracht war. Abends saß er am Küchentisch. Links ein Haufen mit den Logos. In der Mitte die Münzen für den Verlag, und rechts Pfeffers Einnahmen fürs Sparbuch. Pfeffer hatte schon seit Jahren die Auslieferung durchgezogen. Klingeln oder Einwerfen. Bei den Einwerfern lag das Geld unter der Fußmatte. Zeitung abgeben, kassieren. Manchmal öffnete irgendein Schwuler im Bademantel. Oder eine Frau im Négligé. Pfeffer achtete gar nicht darauf. Schwule und Frauen, so was gab es für Pfeffer gar nicht. Das waren alles nur Leute, die eine Zeitund wollten. Hinter Pfeffers dicken Brillengläsern stand nur ein Gedanke: Der an die Yamaha. TY 50 M. Viergang. Fabrikneu. Und nach ein paar Jahren, in denen Pfeffer ständig von der Yamaha geredet hatte, stand sie tatsächlich vor der Tür. Rotweiß und chromblitzend. „Keiner darf da ran“, meinte Pfeffer. Die durfte nur von ihm gefahren werden. Und niemandem war es gestattet, auch nur den runden Tank zu streicheln. Da stand ein Pulk von Jugendlichen um das sich warm laufende Moped, das niemand berühren durfte. Es kribbelte allen richtig in den Fingern. Genau so, wie es überall prickelt, wenn man heimlich mit einem ein Mädchen allein ist, das einem gut gefällt.

„Können wir nicht wenigstens mal mit einem Lappen den Tank polieren?“

„Na ja OK“, sagte Pfeffer am nächsten Tag, „das könnt ihr schon mal machen. Aber der Lappen kommt von mir.“ Und dann polierte jeder ein wenig. Dann kam die Frage:

„Pfeffer, kann ich mal den Kickstarter treten, nur einmal den Motor anwerfen und ein paar Mal am Gas drehen?“

Pfeffer, der Gutmütige, gab nach. Er hatte die Katze aus dem Sack gelassen. Zwanzig Leute klickten an, drehten am Gashebel. Auch ein paar ganz kleine Kinder aus der Grundschule. „Pfeffer, kann ich mal fahren?“, hieß es nun am nächsten Tag. „Nee, die kannst du gar nicht halten“, antwortete Pfeffer. „Ach Pfeffer, jetzt lass doch mal!“ Und am übernächsten Tag kamen alle, und standen wie Protestierer um Pfeffer und seine Yamaha. Man hätte Eintritt nehmen können. Sogar die bedrohlich blickenden drei Feuermelder waren zu sehen. Beleidigten, schon wieder angeschickert, die Maschine, rotweiße Malle im Mundwinkel. Und kurz vor dem Adrenalinflash: „Kein Saft, das Teil. Ne Möhre.“ Pfeffer hatte Angst, dass sie dagegentreten könnten. Nur der Pulk und die Fensterglotzer verhinderten das. „Ey Pfeffer“, sagten die Jüngeren, „lass doch mal fahren!“ Und dann fährt der erste unter ihnen eine kleine Runde. „Nur im ersten Gang“, so hatte es Pfeffer befohlen. „Und nur ganz vorsichtig Gas. Knapp über Standgas, die muss doch erst noch eingefahren werden.“ Vom Einfahren hatte Pfeffer jahrelang geträumt, und sich geschworen, niemand außer ihm dürfe die Maschine auch nur berühren. Und nun fuhr einer nach dem anderen eine Runde. Darunter auch welche, die gar keinen Mokickführerschein hatten. Kinder. „Ey Pfeffer“, so ging das von früh bis spät. Der Junge spürte den Schmerz in sich aufsteigen. Wir ein Band spannte der sich zwischen ihm und der Yamaha, die nun, wie Gemeinschaftsbesitz, von immer neuen Leuten gefahren wurde. Im zweiten Gang, im dritten. Pfeffer



## Autobio 1

stöhnte. Verdrehte den Kopf. Ruderte mit den Armen. Zerzauste sich das Haar. Eine Maschine, zusammengespart und dazu auserkoren, nur von ihm selbst, Pfeffer, selbst unübertrefflich schonend bedient werden zu können. Pfeffer glaubte, dass die Yamaha es ihm übel nehmen würde. Die wird nicht lange halten, meinte er. Irgendwann mitten auf der Landstraße schlapp machen. Wir irgend so eine orangefarbene Schrotte von Solo. Dann aber hatte Pfeffer doch noch eine Idee. Er drehte heimlich den Benzinhahn zu. Und der Motor tuckerte aus. Pech, sagte Pfeffer. Kein Sprit mehr. Er fuhr dann nur noch ganz früh aus dem Abstellraum, wenn die anderen noch schliefen. Und wenn es nicht regnete. Dann gleich auf die Landstraße, um die Yamaha durch sanfte Behandlung wieder gütig zu stimmen.

9

Das letzte Haus mit Elektroheizung war die Hütte von Jimi. Der hieß natürlich nicht wirklich so. Wir nannten ihn nur Jimi, um ihn damit zu ärgern. Davon später mehr. Jimi wohnte in einer kleinen Gartenhütte aus Holz. Eine Datsche, wie man das im Osten nennen würde. Diese grüne Datsche war gar nicht mal billig. Der Vermieter knöpfte ihm locker zweihundert Mark im Monat dafür ab. Kalt wohlgemerkt. Den Strom musste Jimi selber zahlen. Die Hütte hatte einen Windfang mit einem verkrusteten Klo und Waschbecken. Duschen konnte man nicht. Hinter dem Windfangklo befand t sich noch ein kleiner Raum mit Hochbett. Mehr als zehn Quadratmeter hatte der nicht. Darunter standen Jimis Elektroöfchen, ein Berg leere und volle Flaschen, Aschenbecher, ein paar Hasch-Piece in Silberfolie, eine Stereoanlage, eine Kiste Kassetten mit Aufnahmen von Musiksendungen vom Radio der DDR, zwei E-Gitarren, von denen eine nicht funktionierte, an der anderen, einer Strat in Sunburst-Lackierung war das Horn neben dem Griffbrett abgesägt, und dann gab es noch einen kleinen Zehn-Watt-Marshal. Wenn Jimi nicht gerade Taxi fuhr, konnte man es schon von weitem aus der Hütte dudeln hören. Unendlich langes Gniedeln. „Solos“, nannte Jimi diese Melodien immer. Dazu lief im Hintergrund Hendrix, Frank Marino, irgendwelche Ost-Bands, die keiner kannte, aber auch mal Zappa und solche Sachen. Das Dudeln aus der Hütte passte weder von der Tonlage noch vom Rhythmus her zu den Songs, die auf den Kassetten liefen. Manchmal quasselte ein Sprecher vom Radio der DDR dazwischen, von Habitus und Klang her so ein Ost-Berufsjugendlicher, der die sozialistischen Massen bespaßen musste. Aber Jimis Soli liefen trotzdem weiter, und dann gleich ins neue Stück oder in die Nachrichten hinein, die als nächster Programmpunkt auf der Kassette waren. Der drückte ja auch nie Stop, wenn er die Musiksendungen aufnahm. Jimi spielte sich durch sein Leben, in dem der einzige Weg der des ewig fortdauernden Gitarrenlaufes war. Jimi ludt auch mal zum Jam Session ein, wenn man was zu rauchen oder ein Flasche Schnaps mitbrachte. Die Session bestand dann aber darin, dass der Besucher irgendein Riff anschluss, und Jimi seine Soli drüberdudelte. Ob All Along The Watchtower oder Little Wing , war egal. Das Solo blieb immer gleich. Nur mal schneller und mal langsamer. Zwischendurch nahm Jimi man ein paar Schnäpse. Egal was für welche. Morgens ging Jimi auf die Parkbank. Drehte sich eine aus den gesammelten Kippenresten aus dem Aschenbecher, und trank sein Frühstücksbier. Er hielt konstant einen eher geringen Pegel, im Laufe des Tages konnte das Pendel allerdings auch mal stark nach oben ausschlagen. Dann trank er Korn oder Küstennebel aus einem seiner zwei Wassergläser. Später musste er beim Chef vom Taxidienst anrufen, krank, und irgendein Anderer musste den Hundertneunziger abholen, der bei Jimi in der Straße wartete.

Das kuriose war: Jimi war ganz schön muskulös. Irgendwie sah er fit aus, trotz dem ganzen Alk, den er täglich in sich reinschüttete. Manchmal ging er nämlich mit einem Kumpel nach draußen auf die Wiese. Ein bisschen kicken und so. Da wieselte der ganz schön schnell übern Platz. Das hätte man gar nicht gedacht, wenn man ihn mal abends in der Hütte erlebt hatte. Einmal hatte er sogar schon Blut spucken müssen. Ich dachte erst, er hätte Tuberkulose oder so was. Er hat mir dann aber später mal erklärt, dass sich das Blut über der kaputten Leber aufstaut. Und ein paar Blutgefäße, die zur Leber führen, laufen in der Speiseröhre entlang. Wenn sich das Blut dann vor der Leber anstaut, weil sie die Giftstoffe gar nicht mehr abbauen kann, entstehen so was wie



## Autobio 1

innere Krampfadern. Jimi meinte, die heißen Ödipusritzen oder so was. Ich glaubte das aber nicht. Weil Jimi und Fremdwörter, das passte nicht zusammen. „Wenn man etwas Hartes schluckt“, meint Jimi, ein Stück Brotkruste oder so was, dann platzen diese „Ritzen“. Das Blut schießt die Speiseröhre hinauf, und wenn man Pech hat, läuft es in die Atemröhre. Das wäre es dann gewesen, meinte Jimi.

Letztes Mal hatten sie ihn gerade noch retten können. Mit einem Gummiband in der Speiseröhre. Da hat er ganz schön abgeröchelt. Jimi meinte, das nächste Mal wäre es Exit. Hätte auch der Arzt gesagt. Deshalb aß er nichts mehr. Er saget, der Alkohol wäre gesund, wärmend und nahrhaft. Er tötete Bakterien ab, wie übrigens auch das Zigarettennikotin die Bakterien in der Lunge killen würde. Und im Weizen wären ziemlich viele Vitamine und so was. Da brauchte man gar nichts mehr zu essen. Jimi hatte vor langer Zeit mal eine Freundin gehabt. Er zeigte manchmal ein ziemlich unscharfes Foto von ihr herum. Eine ganz niedliche und mädchenhafte Freundin, mit schönen, langen Haaren. Das hätte nicht geklappt, meint Jimi. Und überhaupt, die Frauen nervten sowieso nur. Entweder besoffen und geil im Taxi, da kann er gar nichts mit anfangen. Oder sie machen immer irgendwelche blöden Vorschriften. Deshalb, sagte er, hätte er in seinem Karton lauter FKK-Zeitschriften gesammelt. Da waren merkwürdige Bilder von nackten Familien drin. Das würde ihm reichen, meinte Jimi immer.

Er war vor langer Zeit mal aus dem Osten in die BRD gekommen, wie er immer erzählte. Aber in der BRD angekommen war er nie, dachte ich. Er meinte, Hendrix sei „der einzige Bimbo gewesen, der Gitarre spielen konnte“, und der einzige „Neger“, den er „gerade noch so“ akzeptieren könnte. Allein, seine Ablehnung konnte er nicht erklären. Ich habe oft genug nachgefragt. Da war so ein seltsames Unwohlsein in ihm. Erklärungen gab es keine. Hendrix könnte stolz auf sein Lob sein, sagte Jimi. Irgendwann, aber ziemlich bald, sollte Jimi sterben. Danach sollte es nicht mehr aus der Hütte dudeln. Nur manchmal, wenn ich im Sommer bekifft im Bett lag, konnte ich Jimi leise hören.

Zieht keiner mehr ein, sagt meine Mutter später kategorisch. Sowas akzeptieren die Leute heutzutage nicht mehr, so ne Bruchbude für zweihundert Mark.

10

Es gab nicht viel zu sehen. Ein paar Vorgärten, in denen alte Kloschüsseln als Blumenkübel standen, einen Grillplatz, das Jugendzentrum im Kirch Keller, den Bier-Kiosk mit den Feuermeldern, und das muffelige Gasthaus. Ich musste dann schon mit der Straßenbahn in die Stadt, wenn ich was erleben wollte. Oder zu Fuß ins Einkaufszentrum. Mit der Straßenbahn fuhr ich nicht gerne. Die heulte asthmatisch, kam kaum voran, und quietschte in den Kurven. Das fühlte sich an, als hätte man eine Gänsehaut auf den schmerzenden Zähnen. Außerdem musste man immer vorn am grünen Pfeil einsteigen, und die ganzen Omas saßen in Fahrtrichtung. Die glotzten mich dann immer durchdringend an, wenn ich zu meinem Lieblingsplatz nach hinten durchging, und legten ihre alten Zähne bloß. Ob die mich auslachten?

Manchmal kam ich in der Stadt an, und wusste gar nicht, wohin ich eigentlich wollte. Ich latschte dann ein bisschen rum und fuhr dann wieder heim, denn die Leute gingen mir mit ihrem Gglotze auf den Zeiger. Als ob man nur zu mir hinsehen könnte, und die vielen Schaufenster mit dem ganzen Kosumkram gar nicht da wären.

Im Einkaufszentrum gab es so gut wie alles. Plattenspieler, Verstärker, Tape Decks, Tuner, Fernseher, Poster, LPs, Kassetten, Kameras, Filme, einen Kopierer, Klamotten, Tiere, einen Imbiß, und Lebensmittel. Vom Haupteingang aus zog sich ein langer Gang durch die Ladenhalle. Links und rechts befanden sich



## Autobio 1

Läden, die Wände aus Fachwerkimitat hatten. Damit nur keiner vergaß, dass wir in Hessen waren. Trat ich durch den Haupteingang ein, glotzten sie auch schon wieder, und Mütter nhtmen ihre Kinder an die Hand. Die lutschten nicht mehr ihr Eis, die blickten nur noch zu mir rüber. Weiter hinten standen manchmal Mädchen in Grüppchen, und reden aufgereggt. Alle blickten in meine Richtung und tuschelten. Aber wenn ich mal allen Mut zusammennahm, und mit geistigem Anlauf in Richtung Elektronik auf so ein Grüppchen zuzuging, was selten genug vorkam, also vom Mut her, in mir die Frageabsicht, „Was redet ihr denn über mich?“, dann verstummten die alle, wendeten ihren Blick ab, oder sahen durch mich hindurch.

Manchmal löste sich eine aus der Gruppe, kam lächelnd auf mich zu. Mein Herz schlug mir vor Angst den Hals hoch, auch ein wenig Freude mischte sich unters Pochen. Doch dann hatte sie doch wieder nur einen Typen gemeint, der hinter mir geht, und den ich nicht wahrgenommen hatte. Hätte ich mir auch vorher denken können.

In den Läden das gleiche Spiel. Die Verkäufer hatten einen Blick drauf, der sagen soll: „Aha, da kommt ja der Idiot wieder.“ Mein Mund verrutschte dann immer. Ich konnte den nicht mehr halten. Und war nun wirklich der Irre mit der schiefen Fresse. Dann überall diese Spiegel. Wozu hatten sie alle drei Meter einen Spiegel aufgehängt? Damit ich mein Maul darin ertragen sollte? Das verhasste Gesicht, das unter Millionen seinesgleichen suchte, und mir unter Milliarden entgegensprang? Die Ärsche hatten das Scheißgebäude doch nur dazu errichtet, mich wieder einmal genüsslich vorzuführen.

Ich flüchtete immer in den in dunkelgrün gehaltenen GASTRO-Imbiß. Da konnte ich mir die Speisekarte an der Wand ansehen, ohne dass mich jemand von vorn beobachtete. Ich suchte mir einen Platz mit Blick auf die Vitrine, hinter der jeden Tag eine knochige, alte Frau schuftete. Und holte mir eine Ladung Pommes Frites mit Jägersoße, denn die knusprigen, salzigen Fritten und die schleimige, süßliche Pilzpatte passten fabelhaft zusammen, ergänzten sich im Magen zu einem beruhigenden, fetten Brei. Der gab mir genug Kraft, um die Stätte wieder durch den Mittelgang verlassen zu können. Und die Woche darauf latschte ich dann doch wieder ins Einkaufszentrum, wenn mir zu Hause die Decke auf den Kopf fiel. Oder meine Mutter an mir herumzeterte.

### Bodenloses

Der erste ist mir in der Form des lieben Onkels begegnet. Natürlich ohne dass ich das als kleiner Junge wissen konnte. Ich meine, was er für einer war. Was soll man auch groß im fahrrad- und baumhausgefüllten Jungenhirn schon denken, wenn sich die betagten Onkels und Tanten an sommerlich gefärbten, warme Tagen auf Gartenstühlen das Licht ins Gesicht scheinen lassen, und über allerlei Belangloses reden, ihren Kaffee auf Untertassen balancieren, und abgeessene Kuchenteller aufs Gras stellen. Meine Mutter hat mir später dann alles erzählt.

Später dann, in der Schule, wurde das Bild schon klarer. Um die Einundsiebzig muss das gewesen sein, drei Jahre nach der magischen Jahreszahl, die noch heute als fatale Zeitenwende verbrecherisch aufrührerischer Verwirrungen durch die Seelen derer geistert, die fassungslos nur an ihr, aber nicht an allem, was zuvor geschehen war, den Schritt in den Abgrund des kulturellen Niedergangs für alle Ewigkeit auszumachen versuchen. Da standen sie, das lange Haar nach hinten über die Platte gekämmt, am Hinterkopf in scharfer Linie abrupt weggeschoren, litten darunter, dass die Zeit des Rohrstockes vorbei war, wussten sich aber darüber hinwegzuhelfen, indem sie ihre eigenen Kinder windelweich prügelten (man konnte dies samstags in der Umkleide an der Körpern der Lehrerkinder betrachten) oder den Fachunterricht gelegentlich für politische



## Autobio 1

Vorträge unterbrechen: Unter polnischer Verwaltung.

Später zogen ihre Nachfolger (es gibt immer Nachfolger) in kleinen Gruppen und mit riesigen Ghettoblastern durch die westdeutsche Fußgängerzone, aus denen eine Musik dröhnte, die nach einer Mischung aus Schützenfestumzug und Rammstein klang.

Wir saßen im Kino und sahen uns Clockwork Orange an. Als die erste Filmattacke kam, in der ein Penner von ein paar Jugendlichen mit blöden Hüten verprügelt wurde, standen die, die die ersten beiden Reihen besetzt hatten, auf, und liefen wie Aufziehsoldaten im Stechschritt durcheinander, grölten in der Art betrunkenen Fußballfans bei jedem Filmfußtritt Applaus und nahmen plötzlich und immer dann wieder Platz, als Fickszenen oder die Musikketzen von Ludwig Van kamen.

Ein paar Jahre später dann die Demo der Blöden, eine Limousine fährt vor, aus ihr steigt eine kränklich-anämische, popelige Teigfresse mit Germanenwanst und original Rotzbremse. Durch die Gegenmenge wogt ein fast ungläubiges Stöhnen und der sichernde Polizist neben mir sagt: „Geh mal zu Edeka 'ne Tüte Tomaten holen.“

Nebenan haben sie den Y. umgebracht. Die Haltestelle sollte in Y.-Platz umbenannt werden. Im Gedenken an den Toten. Da ging die Wut durch die Forenmenge, bei einem Deutschen, wie zum Beispiel dem Mordopfer Tragelehn, würde man ja auch nichts umbenennen. Klar, wenn man zu träge ist, wenigstens den Versuch zu unternehmen!

Y. aber wurde im Beisein staatlicher Autorität umgebracht, wenn man das Zuträgerhafte, in seiner eigenen Jugend selbst noch höchst Zweifelhafte, noch frisch Verheiratete, als Maßgeblichkeit betrachten möchte, die, nur zufällig beim Mord anwesend, eine ominöse Plastiktüte in der Hand, in Weltnetzräumen schon wieder mit jungen Dämchen anbandeln will.

Corellis Handy lag vier Jahre beim Verfassungsschutz im Tresor, ohne, dass man es „zuordnen konnte“. Himmel aber auch, wenn im regelmäßig überprüft, ordnungsgemäß deutschen V-Mann-Führer-Stahlschrank so ein Handy vier Jahre lang nicht auffällt. Vielleicht wären wertvolle Informationen für den Prozess gegen Schlands bekannteste Dreiecks-Frau (mit der schönsten Rückenansicht des Ostens) drin gewesen? Aber wen kümmert, was man gar nicht wirklich wissen will?

Und nun? Onkel tot, aber Riefenstahl-Videos zur Grölermucke auf jedem Handy, der Dudelfunk klingt jetzt bisweilen schon nach Führerhauptquartier mit Schlagzeug und E-Gitarre. Ein Junge in Bonn totgeschlagen. Von Schwarzhaarigen und Dunkelhäutigen. Klar, der Deutsche im Allgemeinen bringt ja keinen um! Weder Babys noch Ehefrauen. Während aber der Südländer natürlich und so weiter flugs den Tod für die Demo ausgenutzt. Unser Junge, von solchen umgebracht, und die Lügenpresse schweigt dazu, wenn sie nicht die Infos einfach unterdrückt. Dass man die L-Pressen erst jetzt entdeckt hat, wo doch die Zeitung mit den ganz großen Buchstaben schon Jahrzehnte irgendeinen assigen Dreck verzapft, bei dem es keine Sau kümmert, an welchen Haaren er herbeigezogen worden ist! Aber jetzt, da kann man die tiefergelegte L-Pressen-und-Glatzendemo anberaumen, alle auf die Autobahn, er hat die ja gebaut, dicker Auspuff, Kampfgolf, Astra-Jagdgeschwader, Scheibe runter, linker Arm in der Tür, die Faust auf Lenkrad, man hat ja Zeit und Geld genug, das Opfer für seine Zwecke nutzen, das einem sonst, genauso wie die viertausend Verkehrsoffer, herzlich egal wäre.

Wenn man nach Achtundsechzig irgendwas falsch gemacht hat, dann war es das, dass man nicht wachsam genug war. Fruchtbar noch, aus dem das kroch. Sagt Brecht jedenfalls.



## Autobio 1

Alès und die Oberschichtproleten

Durch dauerhaften Mangel an Leistungsbereitschaft war ein Schulwechsel auf die von Garten'sche angesagt - denn auch die Fünf in Franze war trotz Hängenbleibens, Lycéeaufenthalts in Südfrankreich sowie etwas Talents nicht zu entfernen. Im Lycée hatte man nicht nur im Café des Palmiers das Rauchen der fünf Sorten Gauloises gelernt, sondern auch erfahren, dass aus einem je ne sais pas umgangssprachlich ein mit rundem Mund hervorgestoßenes schba werden muss, bei dessen Anwendung am besten noch die Augenbrauen hochzuziehen sind, was dem Arrangement einen überraschten Ausdruck verleiht und damit dem allfälligen bof ganz ähnlich ist, welches auch ohne Brauenziehen auskommen kann. An besagter Mimik erkennt man immer den Franzosen. Die Mimik wird zu einem jener Zeichen, an denen Zugehörige zu bestimmten Kulturkreisen immer erkennbar sind und an denen beispielsweise auch die Italiener mit ihren spitz nach oben zusammen gelegten Fingerspitzen zu erkennen sind, selbst wenn man sie nicht hören und nur sehen kann. So ist es für aufmerksame Abholer am Flughafen hinter der Trennwand am Ausgang zu beobachten.

Der dem Leser schon vertraute Zerberus war als präskriptiver Möchtegern-Linguist allerdings der Ansicht, dass ein schba oder auch ein bof nichts im altdeutschen Französischunterricht verloren hätten, somit zahlte sich die erworbene Routine in der Fremdsprache bei der Schulnote überhaupt nicht aus, sondern trug noch weiter zum schlechten Gesamtbild des ungebührligen Jungen bei, der wegen sich zu drehen beginnender Hormonstrudels ohnehin keine Lust mehr auf irgendetwas, nicht mal Freunde, hatte.

Alès war noch mit Kiever. Stets traurig und schön war er mit von der Pa

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).